

# Vom Problem- zum Wunschkonzert

**KKL Greatest Hits oder durchdachte Konzept-Programme? Das Luzerner Sinfonieorchester bot beides und liess sich von der Solistin zu einem Höhepunkt verführen.**

URS MATTENBERGER  
urs.mattenberger@luzernerzeitung.ch

Im KKL Luzern gibt es im Klassikbereich ganz unterschiedliche Programmphilosophien. Veranstalter wie Obrasso-Classics gewinnen ein neues Publikum für Klassik mit sich ähnelnden Greatest-Hits-Programmen. Die Neugier regelmässiger Konzertbesucher befriedigt das Luzerner Sinfonieorchester (LSO) mit konzeptionell durchdachten Programmen, die auch Raritäten, Bezüge und Entdeckungen versprechen.

Eine solche Programmidee war in den LSO-Konzerten diese Woche das Experiment, beide Modelle nebeneinanderzustellen. So gab es im gestrigen Nachtkonzert des Fauré-Quartetts erstmals ein «Wunschkonzert», bei dem das Publikum aus einer Liste seine Lieblingstitel selber bestimmen konnte (Ausgabe von morgen). Umgekehrt stand in den Sinfoniekonzerten vom Mittwoch und Donnerstag kein ausgesprochener Publikumsliebhaber auf dem Programm.

## Problemwerke auf dem Prüfstand

Hier erklingen lauter Werke, die einst durchgefallen sind. Die Reformationssinfonie von Mendelssohn gab der selbstkritische Komponist selber nicht zum Druck frei. Robert Schumanns Violinkonzert hielt der Widmungsträger Joseph Joachim unter Verschluss, weil er darin ein Zeugnis für Schumanns Niedergang in den Wahnsinn sah. Mit Ferruccio Busonis Nocturne war ein Komponist vertreten, den das LSO in dieser Saison zu rehabilitieren versucht. Dazwischen erklang als Uraufführung zeitgenössische Musik, die das grosse Publikum vermeintlich ohnehin nicht liebt.

Die Aufführung vom Mittwoch bewies, wie spannend solche Programme abseits des Mainstreams sein können – und zwar auch wegen der Frage, welche Rolle Interpretationen bei solchen Bewertungen spielen. Der Prüfstein dafür war Schumanns Violinkonzert, das sich wie das Cellokonzert erst in jüngerer Zeit im Konzertbetrieb etabliert hat.



Eine Entdeckung für sich: die Geigerin Alina Ibragimova im Dialog mit James Gaffigan und dem Luzerner Sinfonieorchester.

Bild Jakob Ineichen

Möglich wurde das auch durch historisch orientierte Interpretationsansätze. Deren schlankes Klangbild entkräftet den Vorwurf der mangelnden Brillanz der Solo-Geige, weil er ihr auch in mittleren Lagen erlaubt, gegen das kompakte Orchester durchzukommen.

Die Aufführung unter James Gaffigan und mit der russischen Geigerin Alina Ibragimova ging da einen Mittelweg beziehungsweise beide Wege. Schon in der dramatisch brodelnden Orchesterleitung trumpfte das Orchester mächtig und geschlossen wie ein Phalanx auf,

als wollte es Schumann von jedem Verdacht des Angekränkelten befreien. Die Folge war das Gegenteil. In den dichten Tuttistellen klang das Orchester trotz aller Akzentschärfe massiv und sperrig. Die immer gleich schweren Fortespitzen verhinderten Abstufungen und den federnden Schwung, den das Werk auch hat und braucht.

## Schumann-Halluzinationen

Den anderen Weg wies die Geigerin, die im Konzert eine Entdeckung für sich war und hier gleichsam ihre Erfahrung

gen mit alter und neuer Musik mit einbrachte. Auch wo sie vom Orchester bedrängt wurde, blieb sie präsent mit einer elektrisierenden Virtuosität, die risikofreudig nicht Schönklang und Perfektion kultivierte, sondern entfesselte und geradezu besessene Züge trug. Das Ereignis freilich waren die innigen Passagen des Werks: Hier liess Ibragimova den Ton nicht nur singen, sondern nahm ihn – mit katzenhaft lauernden und geschmeidigen Bewegungen – in ein Summen zurück, das nicht von dieser Welt schien.

Und das Orchester machte da, wo kammermusikalischer Dialog gefragt war, unter der Leitung von Gaffigan wunderbar mit. Wo im langsamen Satz die Geigerin ihren Ton zart aufflammen und verglühen liess, bildeten die Streicher darum Echoräume fein gesponnen wie ein Streichquartett. So wird aus einem Problem- ein Wunschkonzert: Statt Spätwerk-typischer Grübelei war das eine frei schwebende Halluzination am Rand des Verstummsens. Wahnsinnig war hier nicht Schumann, sondern im Sinn der Romantik das Werk selbst.

Kammermusikalisch verfeinerte Pianokultur hier, ein Hang zum plakativen Forte dort: Beides fand sich auch in Mendelssohns Choral-gekrönter Reformationssinfonie wieder, hier allerdings mit allen erdenklichen Zwischenstufen. Zum orchestralen Höhepunkt des Abends wurde das Werk auch, weil hier die Register reihenweise Extraklasse zeigten: der prächtige Holzbläserchor, die glanzvollen Einschüsse des Blechs oder der Samtklang der Streicher, die Gaffigan zum «Dresdner Amen» (Wagners Parsifal-Motiv) wie in Hypnose entschweben liess.

## Neue Musik für die Wunschliste

Manchmal hat das Publikum, das die Reformationssinfonie als Repertoirestück schätzt, eben gegen die Selbsteinschätzung eines Komponisten Recht. Das dürfte auch bei Busonis «Nocturne symphonique» gelten, dessen impressionistisch zersplitterten und überlagerten Klänge zu Beginn heimatlos zwischen Tradition und Moderne dahindämmerten.

Den lauen Eindruck, den nicht die Wiedergabe, sondern das Werk hinterliess, bekräftigte die Uraufführung nach der Pause. Denn Jan Esra Kuhls «And Again» überlagert ähnlich Klangschichten und zersplittert sie in motorische Bewegung, aber er treibt das ungleich frecher auf die Spitze. Da zerfetzten Blechbläserfanfaren absurd gesteigerte Vivaldi-Motorik, Posaunen durchbohren Furcht erregend implodierende Klangwände, eine Trompete taumelt schrägsüffig durchs überdrehte Finale.

Das zunächst stringent entwickelte Auftragswerk der Art Mentor Foundation Lucerne verzettelt sich damit zwar mit der Zeit in viel Action. Aber der «Award for Young Composer» ist schon dadurch gerechtfertigt, dass es für einen Platz wenn nicht in der Musikgeschichte, so doch hier und jetzt auf einer Publikumswunschliste für neue Musik reichen dürfte.